

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 21 — Sonntag, den 23. Mai 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Unsere Kirchen am Fichtelberg

Ueber dieses Thema finden wir aus der Feder Walter Gerlach's einen interessanten Artikel, in dem es u. a. heißt:

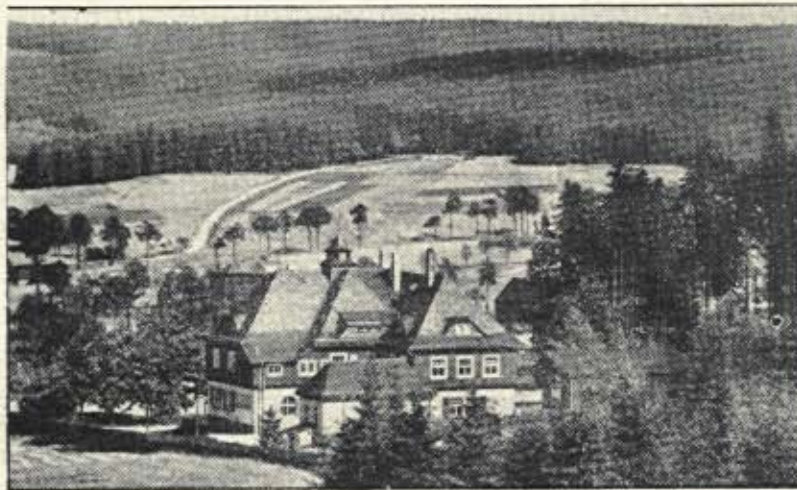
Wie mögen wohl die Kirchen im oberen Erzgebirge aussehen, in der Gegend etwa zwischen Böhlberg und Fichtelberg? Diese Frage klingt gar nicht so absonderlich für denjenigen, der im Begriff ist, zum ersten Male in das Fichtelberggebiet zu fahren und dabei nicht allein die Landschaft, sondern auch die

Kultur kennen lernen will. Und die Kirchen sind nun einmal wichtige Zeugen der Kultur, zumal in den Dörfern. Man versucht also beim Antritt der Fahrt, sich ein Bild zu machen von der Gestalt der Kirchen, die man im oberen Erzgebirge vorfinden wird. Dabei wird man zwangsläufig von der Natur aus folgern. Indem man an die Herbheit und Höhe des Gebirges denken wird, an den Sturm und die harten Winter, wird man sich unerhört starke, fast klotzige Kirchen vorstellen; seien diese nun aus gewaltigen Stämmen und Balken gefügt, wie sie die Wälder auf dem Gebirgskamm liefern, oder seien diese aus Steinquadern erbaut, die roh behauen ohne Verputz aufeinander getürmt wurden. Wie ist man jedoch verwundert, wenn man dann dort oben in den Dörfern zwischen Böhlberg und Fichtelberg Kirchen antrifft,

von einer Zierlichkeit und einem gewissen behäbigen Liebreiz. Ihnen gemeinsam ist der rundliche Dachreiter mit luftiger Laterne, der nicht einmal korrekt in der Mitte des steilen Daches, sondern etwas seitlich auf dem First sitzt. Und das steile Dach hat ein kleines, schlichtes, aber helles und freundliches Kirchlein unter seiner Obhut. Eigentlich müßte man doch diese Kirchen kennen! Die erzgebirgischen Spielzeugmacher haben sie häufig nachgebildet. Aber der Widerspruch zwischen diesen anheimelnden Kirchen und der herben, oft sturm- und wetterdurchbrauten Landschaft bleibt bestehen. Er besteht wie in den Alpenländern mit den behäbigen Zwiebelturmkirchen. Man denkt sich eben in einer Gebirgslandschaft unwillkürlich mächtige, ernste, stolze Kirchen. Zu dieser Annahme kommt man wohl, weil man sich falsche Begriffe von der menschlichen Seele gebildet hat. Eine herbe und large Umwelt braucht den Menschen durchaus nicht hart zu machen. Sie kann im Gegenteil, wie wir es beim Erzgebirgler erleben, das Weiche und Gemütvolle im Menschen

wecken. Die erzgebirgischen Häuser in Stadt und Dorf — aus alledem spricht diese Traulichkeit und das warme Gemüt. Dieser Wesenszug verträgt sich gut mit der so ganz anders gearteten Landschaft. Die Menschen mit dem weichen Herzen, die untereinander gern gefellig leben, haben durch Generationen vermocht, der unendlichen Mühe ihres Ackerbaues oder ihres Gewerbes inmitten der Größe und Einsamkeit dieser Natur standzuhalten.

Dem Wesen dieser Menschen sind auch die Kirchen entsprungen, die man zwischen Böhlberg und Fichtelberg in den Dörfern findet, die schlichten, hellen, freundlichen Kirchlein mit dem rundlichen Dachreiter seitlich auf dem First. Gedacht sei dabei an die Kirchen in Rönigswalde, Neudorf und Crottendorf. Es hat früher noch mehr solche Kirchen in der Gegend gegeben. Teils sind sie Bränden zum Opfer gefallen, teils waren sie baufällig geworden. Die meist viel anspruchsvolleren Kirchen, die an ihrer Stelle errichtet wurden, passen ebenso wenig zum Erzgebirge, wie sie dem Wesen der Erzgebirgler entsprungen sind. Dennoch kommt es vor, daß sie wertvolles altes Gut bergen. Mit dem wertvollen alten Gut, das hier gemein ist, hat es eine eigene Verwandnis. Es beweist nämlich, daß sich die Erzgebirg-



Das Bethlehemstift Neudorf,

das in diesen Tagen das Fest des 25jährigen Bestehens feiern konnte, zeigt unser Bild. Das Heim, nur wenige Minuten von der Bierenstraße entfernt am Waltesrand gelegen, mit seinem Schindelbehang, seinen grünen Bänken und Blumenkästen, bietet allen Beschauern, die vorüber wandern oder fahren, ein entzückendes Bild. Durch einen Ausbau vor 8 Jahren erweitert, kann es über 100 erholungsbedürftige Kinder aufnehmen. Zahllos sind die Pflöge, die in den 25 Jahren seines Bestehens durch das Heim gegangen sind und dort Gesundung an Leib und Seele gefunden haben. Das Heim, ein Werk der inneren Mission, möge auch in kommenden Jahren für viele Kinder ein Segen sein.

ler sehr wohl auch zu Zeiten über die Sphäre des Gemütvollen hinauszusteigern vermögen. Zumindest hat es einzelne Menschen unter ihnen gegeben, deren Seele sich zu kühnem Höhenflug erheben sowie ihren tiefsten Grund offenbaren konnte. Zur Zeit Luthers lebte und schuf in Zwickau ein Bildschnitzer aus der Schule Tilmann Riemenschneiders, namens Peter Breuer. Bruchstücke eines Altars von ihm befinden sich in der neuerrichteten Kirche von Cranzahl. Eine geistige Bewegtheit und mystische Innigkeit zeichnet das reife Kunstwerk aus, welches in der Hauptsache darstellt, wie die Mutter Maria dem Christuskind auf dem Schoße der Heiligen Anna eine Traube reicht. Da nun einmal die Aufmerksamkeit auf wertvolles altes Gut in Kirchen gelenkt worden ist, dürfen zwei Kunstwerke nicht vergessen werden, die sich in Buchholz befinden, von wo aus man ja das Gebiet zwischen Böhlberg und Fichtelberg betritt. Das eine ist ein kunstvoll gemalter, aus mehreren Tafeln bestehender Hochaltar. Das Mittelbild zeigt die Mutter Maria

als Himmelkönigin und ihr zu Seiten den Heiligen Franziskus und den Heiligen Georg. Das andere Kunstwerk stellt den Heiligen Wolfgang als Patron des Bergbaues dar. Diese beiden Bildwerke sind aus dem ehemaligen Franziskanerkloster in Anna-berg nach Buchholz herübergekommen. Sie geben ebenso wie der geschnitzte Altar Peter Breuers in Cranzahl davon Zeugnis, daß zu Zeiten Menschen von weitgreifendem geistigem Schwung und tiefer Inbrunst im Erzgebirge tätig waren. Die bestimmenden Züge jedoch haben dem Erzgebirge die Menschen mit dem weichen Herzen und dem



Die alte St. Josephs-Kirche zu Jöhstadt.

innigen Gemüt gegeben. Ihr Wesen spricht wie aus den traulichen Häusern und aus dem gutmütigen Humor so auch aus den freundlichen Kirchen mit den seitlich stehenden runden Dachreitern, die von einer lustigen Laterne durchbrochen sind. Es steht auch gut zum Wesen dieser Menschen, daß sie zu ihren Kirchen jetzt noch ein lebendiges Verhältnis haben. Der Erzgebirgler hat seine ausgesprochen kirchliche Frömmigkeit bewahrt.

(Weitere Abbildungen zu vorstehendem Artikel finden unsere Leser an verschiedenen Stellen der vorliegenden Heimatblatt-Ausgabe.)

Reisen und Wandern im Erzgebirge in alter und in neuer Zeit

Es kann nicht anders sein, sobald der erste Frühlingssonnenstrahl über die Berge unserer Heimat gleitet, zieht uns hinaus in Gottes schöne Natur. Das ging am Himmelfahrtstag los mit dem Wandern der Erzgebirgsvereine und ist nun in vollem Gange. Festlich steht das Erzgebirge im jungen Grün, es ist eine Lust zu wandern. Jeder freie Tag, jeder Sonntag wird ein Feiertag, wenn wir wandern. Wer wollte es dem, der im aufreibenden, anstrengenden Berufe das ganze Jahr hindurch eingeengt war, nicht von Herzen gönnen, daß er für eine ohnehin schon karg genug bemessene Zeit einmal aufatmen darf, über Zeit und Raum, über Tätigkeit und Denken alleiniger Gebieter sein und Körper und Geist recht gründlich ausruhen lassen möchte? Ein beliebter Ausdruck unserer Tage für dieses „Erholen“ ist das Wort „Ausspannen“. Das für den Menschen schöne Bild ist vom Jüglar hergenommen, das vom Joch befreit wird. Wenn wir den Gedanken über diesen Vergleich nachgehen, kommt uns ganz von selbst die Ueberlegung, daß die Erholung von Körper und Geist des Menschen doch eigentlich etwas anderes sein mußte als die des Tieres von seiner Arbeit. Ebenso leuchtet uns wohl ein, daß dieses „Ausspannen“ doch im stärksten Widerspruch steht zu dem, was man sonst unter dem Reisen und Wandern versteht. Es ist wirklich eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts, daß man nur zur Erholung von der Arbeit reist und wandert. Die Reisen früherer Jahrhunderte dienten zumeist anderen Zwecken. Vor 50 Jahren und jetzt Gott sei Dank ja wieder, mußten die Handwerksburschen gewandert sein, um ihr Meisterstück machen zu dürfen. Vor 100 Jahren reisten wohlhabende Bürger gern, — so beschwerlich es war, — um in der Fremde sich zu bilden und zu lernen. Kunstsinne trieb die Künstler nach dem Süden, Forscherdrang die Gelehrten nach dem fernen Osten. Aber gehen wir um 180 Jahre in der Geschichte zurück, so finden wir eine noch tiefere Bedeutung des Reisens und Wanderns: Da sang Friedrich Gottlieb Klopstock am Züricher See: „Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut: schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken Deiner Schöpfung noch einmal denkt! Ja, das ist's, was auch den Menschen von heute wieder sucht. Nicht nur Körper und Geist, — nein, auch die Seele will ihr Recht.“

So bekommt unser Reisen und Wandern einen ganz anderen Sinn, denn wir wissen dann, daß, welches Ziel wir uns auch gesteckt haben zu erreichen, das höchste, letzte Ziel immer der bleibt, durch dessen Wunderwert wir wandern. Und wir bleiben uns immer bewußt, daß alle unsre Wege, so viele und so weit wir ihrer gehen, in einem letzten, großen Ziele münden, — daß wir, wie einmal einer gesagt hat, zuletzt alle wieder nach Hause gehen müssen. So werden unsre Reisen und Wanderungen schließlich nur zu kurzen, abgerissenen Melodien unseres ganzen Lebensliedes, die einen heiter und leicht, die anderen vielleicht schwermütig und voll Trauer. Ob dies Lebenslied nun stolz und brausend daherzieht oder ob es ein armes, kümmerliches Volksliedchen ist, — es soll doch etwas Einheitliches werden, ein Ganzes, das sich nicht vor der großen Harmonie zu schämen braucht, die uns aus der Seele Gottes in seinen Werken entgegenklingt. Und diese Werke Gottes schauen wir Erzgebirgler eben in der Schönheit unserer Berge und Täler, schauen sie auf allen unseren Wegen durch die Heimat. Und dabei spielt es gar keine Rolle, welche Art des Reisens und Wanderns wir wählen. Unser modernes Verkehrsmittel zum Beispiel, so wenig sie auch den Vergleich mit der Romantik der alten Postkutsche aushalten, sind getreue Helfer, jetzt auch die Gegenden aufzusuchen, die in ihrer stillen Schönheit früher im Dornröschenschlaf lagen. Das Tal der schwarzen Bockau, das Flöhatal und viele andere Wandererziele waren früher nur beschwerlich zu erreichen. Heute — Tatü-Tata — rollt der Omnibus überall durch das erzgebirgische Land und führt uns zu den Ausgangspunkten schönster Ausflugsziele.

Hören wir nun zum Schluß noch eine Blauderei aus der Feder Ernst Riemanns, der uns bekannt macht mit dem sächsischen Postillon, dem man sich früher anvertraute, wollte man das Erzgebirge und die sächsische Heimat bereisen:

Ueber der Johanneskirche in Leipzig stand der lichte Mond und horchte in die Stadt, und Hunderte von Menschen standen und lauschten den seltsamen Klängen, die wie ein Gruß aus einem anderen Jahrhundert kamen. Posthornklänge! Auf dem Boock eines langsam von der Hospitalstraße herkommenden Postwagens saß einer jener seltenen Virtuosen aus der Schar unserer Postillone, die noch blasen können. Vor den Zaubers-

Mängen des Posthorns schien der Lärm der Großstadt einen Augenblick zu schweigen, und als ich auf das Nachhallen der verfliegenden Töne horchte, kamen ganz leise die Erinnerungen gezogen, mit Rosenduft über Gräberhügeln, alte Gedanken aus den Tagen, da der Großvater die Großmutter freite, als Studenten und Handwerksburschen von Herberge zu Herberge frohgemut ihre Straßen zogen und Robert Schumann seiner Braut von einem Leipziger Postillon erzählte, dessen Trompeterstückchen wie Champagner auf ihn gewirkt hätten. Wir halten es ja alle mit dem Fortschritt, sofern er nicht wie ein scheu gewordener Gaul über die Ackerfurche setzt und alte, gepflegte Kulturen zertrampelt. Aber wenn uns das Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität und des Benzins einmal so recht zugelegt hat, dann kann's wohl kommen, daß wir die Seele der alten poesiedurchwobenen Zeit wieder suchen, die Postidylle mit ihrem gemüthlichen Drum und Dran, die Zeit der Schwind, Ludwig Richter und Spitzweg und der Lenau, Eichendorff und Wilhelm Müller. Der Schwager war eine Respektsperson der Landstraße. Sein Hornruf hatte die Machtfülle des Befehls, der Tore und Schlagbäume öffnete und die anderen Fuhrwerke zum Ausweichen oder Stillstehen zwang. Die Fürsten und Verwaltungen überboten sich, ihre Postillone durch das Mittel der Dienstkleidung herauszuputzen und mit einer gewissen Koketterie zu umgeben. Ueberall, wohin sie kamen, fielen die gelben Sachsen auf und waren als „sächsische Kanarienvögel“ weit bekannt. Und sie kamen mit ihren ebenfalls gelben Kutschen weit durch die Lande; schon 1616 wurde eine Post zwischen Leipzig und Frankfurt am Main eingerichtet. Gegen den Glanz der sächsischen Postillonsuniform kamen auch die blaugestrickten Bayern nicht auf! der Rock war aus gelbem Tuch mit kornblumenblauen Vorstößen und sehr viel weißen Wappentöpfen. Auch der Mantel hatte einen langfallenden gelben Kragen. Die weißen Lederhosen staken in hohen schwarzen Schafstiefeln, die bis vier Zoll über die Knie reichten. Dazu der tressen-, agraffen- und kokardengeschmückte schwarzlackierte Hut mit wehendem Koffschweif — o ja, es war schon ein bißchen Staat zu machen mit diesen farbenbunten Menschenkindern, wenn's im Hause Wettin etwas zu feiern gab. War es doch eine alte, bis in die neuere Zeit gepflegte Sitte, daß beim Einzug fürstlicher Bräute oder sonst zu Ehren der Höfe die Postillone feierlich wirksam mit einzutreten hatten. So waren zuerst beim Einzug des Kurprinzen Friedrich August mit seiner Braut Prinzessin Josefa in Dresden im Jahre 1719 vierundsechzig Postillone im Zuge, aus allen Teilen des Landes zusammengerufene Zierden ihres Standes. Die letzten großen Aufzüge unter Beteiligung der Post geschahen bei der Wettinfest und bei der Vermählung des letzten sächsischen Königs in Dresden. Nach den Frieden von Hubertusburg (1763),

Teschen (1779) und Posen (1806) waren die nach Dresden gesandten Kuriere von zwanzig blasenden Postillonen begleitet.

Es hat Postillone von europäischer Berühmtheit gegeben. Ein solcher war der Karlsbader Postillon Wolfert, der in den sechziger Jahren als Posthornkünsler geradezu internationalen Ruf genoss; er gehörte zum Wahrzeichen des Weltbades. Er hat Kaiser und Könige gefahren, und kein Horn hat Dichtern auf das brave Götterpferd geholfen. In seinem Album, das ihm ein Bundestagsgeandter geschenkt hatte, war eine große auserlesene Gesellschaft vertreten, darunter Kaiser Wilhelm und der Kaiser

von Brasilien; Bismarck u. Reckberg füllten ein Blatt, Gortschakow, Lord Russell, Benedetti, Grammont, Molke und alle Großen der Zeit hatten sich darin verewigt. Aber auch ein gelber Sachse hat einmal viel von sich reden gemacht. Nämlich: Auf seinen Kriegspfeilen in Sachsen war Kaiser Napoleon beständig von einem Manne begleitet, von dem die Verbündeten lange nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten. An phantastischen Uniformen war bei den Franzosen dank Murats Farbenfreudigkeit nie Mangel gewesen, aber dieses kanariengelbe Menschenkind mit dem Federhut auf dem Kopfe richtete geradezu Verwirrung unter den Kostümkundigen der Armee an. Dabei konnte man durch das Fernglas beobachten, wie der seltsame Mann nicht etwa beim Dienertroß verharrte, sondern in lebhafter Unterhaltung mit dem Kaiser Karten studierte. Die Gemeinen unter den Soldaten rochen schon den Teufel; da stellte es sich heraus, daß der rätselhafte Mensch ein sächsischer Postillon namens Gabler war. Napoleon hatte sich ihn in



Mit der modernen Kraftpost ins schöne Erzgebirge.

der Gegend von Baugen unmittelbar vom Kutscherbock heruntergeholt und zum Wegweiser und Führer durch das Sachsenland bestellt. Schon in der Schlacht bei Baugen waren die Dienste des Postillons für den Kaiser so wertvoll, daß dieser ihm 1500 Frank Trinkgeld überreichen ließ. Nach der Leipziger Schlacht aber leistete Gabler dem Kaiser den höchsten Dienst, indem er den weidwunden Korsen aus dem furchtbaren Gedränge der verstopften Straßen, in die schon die Geschosse der Verbündeten fielen, durchs Raundörfschen sicher nach dem Ranstädter Tor führte. Er hat's nicht mehr erlebt, wie achtundfünfzig Jahre später wieder ein deutscher Postillon einen Napoleon aus unangenehmem Gedränge geleitete — nach Wilhelmshöhe zu — und für diese Liebestat ebenfalls ein kaiserliches Trinkgeld erhielt. Der Postillon von 1870 hatte auf der Fahrt ins Kasseler Exil vom Postillonsitz herab ein Posthornlied in die Welt geschmettert, dessen frische, lustige Weise den gefangenen Franzosenkaiser so erfreute, daß er für einen Augenblick alles Leid dieser buckligen Welt darüber vergaß. Es war das Lied: „O du lieber Augustin, alles ist hin!“

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(15. Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen stehen ihnen, Lore Buchhöfer und Ernst von Decken, und vielen anderen die Tränen in den Augen, als sie Deutschland wiedersehen. Das war am selben Tag, an dem Ann-Christin von Decken-Reinhardt ihre gerichtliche Zustimmung wegen Fundunterstellung in Händen hielt.

Man könnte wirklich denken, es hätte die große Liebe, verstärkt durch Sehnsucht in bitterer Not, den Mann übers Meer zurück in die Heimat gezwungen — nur, daß er eine fremde, eine andere Frau mitbrachte.

Ann-Christin hatte Wochen hinter sich, in denen sie lernte, warum jemand, der sich allein durchkämpft, stark wird. Zuviel Häßliches vertragen wenig Menschen ohne aufzugeben. Und nur weil die Frau nicht mehr so jung war, daß sie meinte, immer müsse es nun so schrecklich bleiben, wie in diesen Wochen — weil sie wußte, das augenblickliche Dasein ist nicht die Zukunft — nur weil sie schon alt genug war, um den Augenblick von dem Dauernden trennen zu können, darum konnte sie weiter durchhalten. Nicht immer tapfer. An dem Abend, als sie nach ihrer Vernehmung auf der Polizeiwache im Bett lag — da erst fand sie sich wieder, da erst kam ihr überhaupt richtig alles zum Bewußtsein — überlegte sie: nehme ich die kleine Tube Veronal ein, gehe ich in die Küche und drehe den Gashahn auf, soll ich mich morgen vor den Zug werfen, oder — wo liegt eigentlich die Wäscheleine?

Natürlich tat Ann-Christin gar nichts von all den Möglichkeiten, sich in ein angeblich besseres Jenseits zu befördern. Sie fing sogar an, über sich selbst zu spotten und meinte, das erste würde vielleicht nicht ausreichen, das zweite sei unverantwortlich, weil auch die gute alte Marie mit in der Wohnung schlief, das dritte und vierte sei unästhetisch. Sie stellte fest, daß auch zu solchen Entschlüssen mehr Mut gehört, als manche Leute großartig behaupten, wenn sie von der Feigheit des Selbstmordes sprechen.

Aber schwer war es auch, weiterzuleben.

Als Robert Walter sie am nächsten Abend besuchte, saß Ann-Christin auf ihrer Couch und telephonierte. Sie hatte sich bis zum Hals in die schwarzseidene Jacke ihres Teeanzugs eingewickelt und schien trotzdem zu frieren. Mit kummervollen Augen sah sie ihn an, ihr Mund lächelte dabei.

„Nett, daß Sie gekommen sind. Da sind Zigaretten — Ja, Fräulein, hier ist Frau von Decken-Reinhardt. Bitte sagen Sie doch Fräulein Inge, daß ich nicht zur Stunde kommen

kann. Ich fühle mich nicht wohl. Ja — bitte, vergessen Sie es nicht. Auch einen Gruß an die Herrschaften. Danke.“

Sie legte den Hörer hin, sie nahm ihn wieder auf — ihre Hand zitterte. Wahrscheinlich merkte sie es gar nicht, daß sie mit dem Telephon spielte.

„Sie werden das Fräulein vom Amt nervös machen“, stellte Robert freundlich fest.

Die Frau nickte und starrte mit verlorenem Blick ins Leere. Leicht war es nicht, Ann-Christin zu helfen.

Er war gekommen, ohne vorher anzurufen, denn mit Recht hatte er gefürchtet, daß sie ihm am Telephon gesagt hätte: „Nein, mein Lieber, ich fühle mich heute nicht so, kommen Sie ein andermal.“

Er aber wollte heute kommen, er wollte ihr irgendwie einen Trost in den ersten schweren Tagen geben.

Heute vormittag, um 11.35 Uhr war es gewesen, da war ein dringender Anruf für ihn aus der Polizeiwache 8 gekommen. Der diensthabende Oberleutnant wollte ihn, wenn irgendmöglich, in den Mittagsstunden privat sprechen. Robert Walter kannte den älteren Kameraden gar nicht näher. Es war aber selbstverständlich für ihn, daß er sich sogar zu früh in dem verabredeten Restaurant einfand, namentlich als er gehört hatte, es handele sich um eine Frau Ann-Christin von Decken-Reinhardt.

Dann saßen die Polizeibeamten zusammen, tranken ein Bier, der eine aß Wiener Schnitzel, der

andere Königsberger Klops, und der Oberleutnant erzählte die ganze Geschichte von der Perlenkette. „Halten Sie so etwas für möglich, Kamerad?“ schloß er seine lange Rede.

Dem jungen Robert Walter war unbehaglich zumute. Ihm fiel der ganze häßliche Verdacht ein, in dem er die schöne, die liebe Frau Ann-Christin hatte. Ihm fiel ein, daß er gerade erst wieder am Sonntagabend, als der unerfreuliche Baron Ricci—Dr. Karthausius in der Florida-Bar saß, eine Verbindung zwischen den beiden glaubte annehmen zu müssen.

Und jetzt klärte sich alles auf diese merkwürdige Weise auf! Sollte Robert Walter froh sein? Also eine Schwerverbrecherin war Ann-Christin nicht. Aber — aber — meine Mutter hätte das nicht getan mit der Kette. Nein, das hätte sie nicht getan. Wie Hammerschläge tönte diese Stimme in ihm. Laut sagte er noch halb unbewußt: „Wer hätte das gedacht!“ Dann fing er sich in seinem Gedankengang auf und fuhr fort: „Warum sollte es nicht möglich sein? Frau von Decken ist ein anständiger Mensch. Ihre Angaben werden stimmen.“

„Das weiß ich. Selbstverständlich ließ ich alles sofort über-



Die Kirche zu Neudorf. (Zum Artikel auf der 1. Seite.)

prüfen. Ich möchte ja nur Ihre Ansicht von dem Fall wissen und vielleicht einen Hinweis, wer ihr die Kette zugesteckt haben kann. Sie müssen doch einigermaßen ihren Bekanntenkreis kennen."

"Das trifft zwar nicht ganz zu. Ich habe wenige ihrer Bekannten kennengelernt."

"Sie waren froh, allein mit ihr zusammen zu sein", meinte der Polizeioberleutnant mit gutmütigem Spott. Als der andere aufbegehren wollte, setzte er beschwichtigend hinzu: "Wir wollen uns nicht aufregen. Nicht doch, nein. Wenn ich Sie nicht für einen ordentlichen und tüchtigen jungen Menschen hielte, würde ich mich doch jetzt gar nicht mit Ihnen zusammengesetzt haben. Schließlich habe ich das Mittagessen zu Hause abgesetzt, auf das sich meine Jungen immer so freuen."

Außerdem kann ich in dem Lauf der Dinge natürlich auch nichts. Aber ich wollte Sie auf die ganze Angelegenheit aufmerksam machen. Damit Sie die kleine Frau etwas trösten. Ihre Vorladung wegen Fundunterschlagung bekommt sie auf jeden Fall. Offen gestanden, sie hat mir recht gut gefallen. Darum wollte ich den Fall gern mit jemand besprechen. Der nächste dazu sind natürlich Sie. Man kann über die Gedankengänge dieser Frau nämlich direkt nachzudenken beginnen. Hoffentlich macht sie jetzt keine Dummheiten mehr."

"Wird sie schon nicht", sagte Robert Walter und überlegte: eine Frau, die mir nichts, dir nichts eine wertvolle Perlenkette stillschweigend behält, die so weltfremd ist, sich gar nicht die Folgen zu überlegen, die — ja man versteht das gar nicht. Ja, was heißt schon Folgen! Er muß an den Spruch denken, den ihm sein Vater zur Einsegnung geschenkt hat, — er hängt über seinem Schreibtisch:

Der eine fragt, was folgt danach?

Der andre, was ist recht? Und also unterscheidet sich Der Freie von dem Knecht.

Auf einmal ist ihm, als hätte sich das Bild von Ann-Christin in seinem Inneren verändert. Häßlicher ist es nicht geworden, aber irgendwie etwas verblaßt. In dieser Stunde entfernt sich Robert Walter von Ann-Christin. Darüber darf kein Zweifel sein, wenn er es sich selbst auch noch nicht eingestehen will, sondern nur einen heißen Schmerz in seiner Brust fühlt.

"Uebrigens kann ich Ihnen sagen, wer die Schweinerei gemacht haben wird. Aber ihr wird es ja doch nicht viel helfen", setzt er nachdenklich fort.

Der Oberleutnant sieht ihn erstaunt und neugierig durch seine Brillengläser an.

Robert Walter fragt: "Kennen Sie Baron Ricci?"

Sein Gegenüber schüttelt den Kopf.

"Na denn — kennen Sie Dr. Karthesius?"

"Auch nicht."

"Das ist der Mann, der Ann-Christin —" er verbessert sich hastig, "der Frau von Decken im Café angesprochen hat."

"Welcher von beiden?"

"Beide — das heißt, Baron Ricci und Dr. Karthesius sind eine Person, die zu einer Pande nach Hamburg gehört und zum mindesten Fehlerdienste in Berlin tut. Einmal konnte ihm etwas nachgewiesen werden, und er hat seine Zeit abgebrummt."

Seitdem ist er vorsichtiger — unklar ist mir bis jetzt nur noch, wie er auf Frau von Decken verfallen ist, und was er mit dieser Geschichte von ihr will."

"Ja, viel helfen wird der kleinen Frau eine Festnahme dieses ehrenwerten Herrn auch nicht. Die Tatsache der Fundunterschlagung bleibt bestehen. Aber immerhin wäre es vielleicht ganz schön, wenn man bei dieser Gelegenheit dem Herrn — wie hieß er doch? — auch mal wieder die Fingernägel etwas beschneiden könnte."

Sie sprachen noch einiges hin und her. Das Ergebnis war, daß man sich sowohl um den Doktor-Baron kümmern sollte als auch um Frau Ann-Christin.

Darum also war Robert Walter jetzt bei Ann-Christin.

"Was soll ich machen, Bob?"

Bob gab keine Antwort. Diese Frage, die das Wissen um alles bei ihm voraussetzte, war ihm zu plötzlich gekommen. So groß seine Angst vorher gewesen war, das Thema überhaupt zu berühren, so gewiß er geglaubt hatte, daß sich die Frau erschreckt wie eine Schnecke in ihr Haus zurückziehen würde — so verblüfft war er jetzt, daß sie ihn einfach auf alles ansprach, ihn sogar um Rat fragte, als wäre es selbstverständlich, daß er alles wüßte, daß man mit ihm darüber sprechen könnte, daß er raten würde!

Wahrhaftig — unerwartet war immer alles, was diese Frau sagte oder tat!

"Was soll ich denn machen?" fragte sie nochmals.

"Sie können gar nichts machen", antwortete er hilflos.

"Nein?" kam es kläglich aus ihrem Munde, der heute schmal war wie ein Strich.

"Sie werden leben wie immer, arbeiten, Sie werden gar nicht an die paar unbequemen Minuten, die noch kommen müssen, denken. Sie glauben mir jetzt nicht, aber eines Tages werden Sie vergessen..." er brach ab. Pöcherlich war es, solche Phrasen zu gebrauchen!

"Natürlich", murmelte Ann-Christin. "Eines Tages —" auch sie brach mit-

ten im Satz, beinahe im Wort ab. Es klang wie feines geschliffenes Glas, das zerspringt.

Er stand auf und ging zu ihr.

"Ziehen Sie sich um, Frau Ann-Christin, wir fahren in ein Theater. Danach gehen wir tanzen. In die Florida-Bar. Ist das nicht ein großartiger Gedanke?"

Da legte sie den Kopf an seinen Arm, aber sie sagte kein Wort. Schwarzes Haar, schwarz wie Ebenholz sah der Mann vor sich. Er beugte sich herunter und küßte das schwarze Haar. Müde war er, und müde war sie.

Sie sah nachdenklich zu ihm auf und versuchte zu lächeln: "Nein, ich danke, Robert Walter — aber er muß jetzt gehen."

Da merkte der junge Polizei-Leutnant, wie weit die Frau von ihm weg war, daß sie ihn nicht einmal direkt anredete, daß sie unpersönlich in der dritten Person zu ihm sprach. Und er ging.

Ann-Christin aber fing an zu weinen. Es waren die ersten Tränen, die sie seit der Stunde auf der Polizeiwache fand.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kirche zu Königswalde. (Zum Artikel auf der 1. Seite.)

Welche sechs bekannten Märchen werden durch diese Scherenschnitte dargestellt?



1



2



3



4



5



6

Rätselraten ist nicht schwer, aber es macht viel Freude, zumal dann, wenn es gilt, einmal ins deutsche Märchenland zu wandern und sich all der bunten, schönen Geschichten zu erinnern, die uns Großmütterlein erzählt hatte, als wir noch als Buben und Mädels zu ihren Füßen hocken durften, um zu lauschen. „Großmütterlein, noch einmal, es war zu schön, bitte noch einmal“, so haben wir wohl gebettelt und Großmütterlein wurde nicht müde, es erzählte die Geschichte noch einmal und immer wieder. Hast du dir's nun auch fein gemerkt, wir werden es sehen. Ganz am Ende dieser Zeilen findest du die Lösung zu unseren heutigen Bilderrätseln. Du darfst aber nicht zu neugierig sein und mußt nun gleich dorthin sehen und dir alles verraten lassen. Das ist nicht der Zweck unserer Märchenrätselreihe. Wenn du's einmal nicht gleich weißt, was unsere Bilder 1 bis 6 darstellen, dann sollst du nämlich das alte Märchenbuch einmal wieder vorführen, aus dem dir Großmütterlein erzählt hat. Es bereitet viel, viel mehr Freude, wieder einmal im Märchenbuch zu blättern und zu lesen, so wie's unser ZeitungsOnkel heute auch gemacht hat. Soll er dir ein wenig Lust machen, es ihm gleich zu tun? Hör' einmal zu:

Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber

nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher wurde. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Run, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. — „Ach“, sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab' ich Reißhaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ — „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund war's zufrieden und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so sah da eine Katze am Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Run, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartpußer?“ fragte der Esel. — „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht?“ antwortete die Katze. „Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumlaue, hat mich meine Frau ersaufen wollen; ich habe mich zwar

noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?“ — „Geh mit uns nach Bremen; du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Raze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreiest einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ — „Da hab' ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil Unster Lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemden gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wolle mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Halse, solange ich noch kann.“ — „Ei was, du Rottkopf,“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort. Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Raze und der Hahn machten sich in die Aeste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da dachte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gefellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. — „Was ich sehe?“ antwortete der Esel; „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sich's wohl sein.“ — „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“ sagte der Esel. Da rattschlugen die Tiere, wie sie es anfangen mühten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Raze auf den Hund klettern und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Raze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Raze miaute und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gefellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übriggeblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten. Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist,

der Hund hinter die Tür, die Raze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schiefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Raze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Raze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und trakte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Mist vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinter-

fuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab „kiseriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine greuliche Hege, die hat mich angefaucht und mir mit ihren langen Fingern das Gesicht zerträgt. Und vor der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: ‚Bringt mir den Schelm her!‘ Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.



Das Mittelbild vom Hochaltar der St. Katharinenkirche zu Buchholz. (Zum Artikel auf der 1. Seite.)

Zum Schluß bringen wir die Auflösung unserer Märchenbilder der vorhergehenden Seite: 1. Das Märchen von den Siebenmeilenstiefeln; 2. Das Märchen von den Sternalern; 3. Brüderlein und Schwesterlein; 4. Esel streck' dich; 5. Hänsel und Gretel; 6. Das tapfere Schneiderlein.

Das Kinderlied

Ach, unser Kinderland war doch ein Paradies, wir tummelten uns froh in Winkeln und in Gassen, und wie und wo der Sonnentag uns spielen ließ: wir konnten auch das Singen dabei nimmer lassen. Fast unbewußt und ungewollt klang es von hinnen und hatte weder Melodie noch Worte, Reim und Klang, es floss aus unsern Kinderkehlen ohne Sinnen, es war vielleicht ein Gröhlen — und war doch Gesang: La la la, — — la la la . . . !

Wir haben dann im Leben manches Lied gehört und manches Lied geliebt, mit Melodien, mit süßen, gar manches hat mit Zwang das Leben uns gelehrt, wenn uns das Schicksal vorwärts stieß mit harten Füßen; denn unser Leben ist ein Kranz voll bunter Vieder, das eine froh, das andere voll Schmerz und tiefem Leid, doch nicht ein einziges bringt uns die Jugend wieder, — nicht eins hat jenen Wohlklang unsrer Kinderzeit: La, la la, — — la la la . . . !

Walter Fiedler.

Bilder aus aller Welt

„Schaffendes Volk“. Nebenstehendes Bild zeigt einen Rundgang durch die große Reichsausstellung in Düsseldorf, die Generaloberst Göring am 8. Mai eröffnete und die bis in den Oktober hinein dauern wird. Links oben: Das Eisenwalzwerk. Rechts oben: Das Künstlerheim in der Künstlerriedlung. Links unten: Der Haupteingang zur Ausstellung mit dem Monument „Reiter und Pferd“ und der großen Lichtorgel, die 30 Meter hoch ist. Rechts unten: Riesensteinfiguren in der Gartenschau, die über eine Million Blumen und 3000 Bäume und Sträucher umgeben.

(R.)

In der Papiermühle. Deutschland muß sparsam wirtschaften und nichts darf dem Verderb anheimfallen. Auch das weggeworfene, meist als wertlos betrachtete Altpapier wird in besonderen Verwertungsfabriken wieder zu neuem Papier verarbeitet. Hier zermahlen große Räder das Altpapier zu einem Brei, dem sogenannten Kollertstoff. (Siehe darunterstehendes Bild).

(Scherl Bilderdienst, R.)



1932

15,1



1935

18,9



1933

14,7



1936

19,1



1934

18,0



GEBURTEN
je 1000 Einwohner

Der politische Witz des Auslandes. Englische Greuelnachrichten. „Da! Tot! Vergiftet!“ — „Pilze?“ — „Nein — englische Greuelnachrichten!“ (Aus „Al 420“, Florenz.)

Ständige Geburtenzunahme in Deutschland. Mit Recht kann man sagen, daß Deutschland als einziges Land Europas den ständigen Geburtenrückgang beigt hat, eine Tatsache, die von den Bevölkerungshygienikern aller Welt mit Achtung und Staunen anerkannt wird. (Siehe nebenstehendes Bild. Nach einem Schaubild auf der Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“.)

(Erich Zander, R.)